

Theologische Zeitschrift.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Johann Chrys. Bogazar.

N. 10.

Samstag den 10. März

1849.

Geist und Natur.

Sp. 2. — Wenn der Mensch, seines Daseins ganz gewiß, über sich selbst nachdenkt, um den Grund seiner Existenz zu finden und dadurch sich selbst nicht bloß zu wissen, sondern auch zu begreifen, so gewahrt er vor Allem in sich eine zweifache Reihe von Erscheinungen, aus welchen er als ein Doppelwesen sich erkennt, dessen Leben Geist und Natur zu Einer Person vereinigt.

»Der Mensch ist frei, wär' er auch in Ketten geboren,« wie der Dichter singt. Diesem Dichterspruche aber muß auch der Philosoph und Theologe vollends beistimmen. Denn es ist eine Macht im Menschen, die durch nichts gebrochen, ein inneres Leben, das durch nichts bezwungen, ein eigenthümlicher Wille, der durch nichts aus seinem Besitzstand verdrängt werden kann. Der Mensch hat das Vermögen, sich selbst zu bestimmen, und nach seiner Wahl den andern Wesen sich gegenüber zu stellen, indem er unbehindert von ihrem Einflusse, entweder mit ihnen übereinstimmt oder ihnen widerstreitet, entweder mit ihnen sich befreundet, oder gegen sie in Feindschaft tritt. Diese Selbstmacht, dieses Leben für sich, das gegen alles Fremde sich unwandelbar behaupten kann, ohne irgend einer Nöthigung zu unterliegen, bildet die Freiheit des Menschen und die Grundlage seiner Persönlichkeit. Der Mensch ist frei, weil er eine Willenskraft in sich hat, die in ihrer Neigung oder Abneigung, in ihrer Hingabe oder Abkehr unabhängig von fremder Gewalt und fremdem Antriebe, sich selbst nach eigener Wahl für oder gegen entscheidet. Dies ist die erhabene Lehre des Christenthums, auf welcher die natürliche Menschenwürde beruht, die von der katholischen Kirche zu allen Zeiten theoretisch und praktisch aufs nachdrücklichste ist vertheidigt worden. Man lese nun die Schriften der hh. Kirchenväter und man wird sich zur größten Befriedigung überzeugen, mit welchem Eifer der h. Justinus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Origenes, Tertullianus gegen die Irrlehrer der ersten Jahrhunderte die Freiheit behauptet und wissenschaftlich, so wie biblisch, gerechtfertigt haben. Denn sowohl die heidnische als die häretische Spekulation hat gerade in dieser Grundwahrheit jämmerlich geschwankt

und geirrt, und nur das Christenthum hat nach dem unlängbaren Zeugniß der Geschichte die Lehre von der Freiheit zur allgemeinen Anerkennung im Glauben und Leben gebracht. Wer daher die christliche Kirche, das ist die katholische, als eine Feindin der Freiheit zu verdächtigen sich nicht entblödet, der wisse (wenn er es nicht schon weiß), daß eben diese Kirche nicht nur in allen Jahrhunderten für die Aufhebung oder wenigstens Milderung der Sklaverei aufs kräftigste gewirkt, sondern auch gegen die falschen Reformatoren Luther und Calvin das Dogma von der Freiheit aufs feierlichste ausgesprochen hat.

Wie herrlich erscheint diese Freiheit an den Martyrern der katholischen Kirche! Keine Kunstgriffe der schlaunen Ueberredung, keine Drohungen oder Verheißungen, keine Liebesungen oder Gewaltthätigkeiten konnten den Glauben der heldenmüthigen Personen ändern, keine Gefängnisse, keine Ketten, keine Folterqualen ihren Willen dahin bringen, daß sie den Götzen geopfert hätten, die sie verabscheuten. Die heidnischen Kaiser, deren Wink eine ganze Welt beherrschte, konnten es mit all ihrer Macht nicht dahin bringen, daß diese edlen Seelen zu Sklaven ihrer Willkür sich erniedrigt hätten. »Ihr könnt uns zwar tödten, rief Justinus, aber nicht überwinden.« Denn größer als alle äußere Macht auf Erden ist die innere Macht des freien Willens, mit welcher jeder Mensch von Gott ausgezeichnet ist. Arbitrii sui libertate et potestate signatus, schreibt Tertullian (*contra Marc. II. 4.*) Diese Macht schildert der h. Irenäus als eine dem Menschen eigenthümliche Macht, die einmal von Gott dem Menschen gegeben, ihm durch nichts verkümmert wird, als ein Vermögen der freien Wahl, die auch von Seite Gottes keiner Nöthigung unterliegt. *Liberum eum fecit Deus ab initio, habentem suam potestatem, sicut et animam suam ad utendum sententia Dei voluntarie et non coactum a Deo . . . Posuit in homine potestatem electionis.* (*Adv. haer. IV. 37.*) Wird auch der geistige Wille zu allem Guten von der göttlichen Gnade ange-regt, bewegt, getrieben, so führt doch diese Einwirkung Gottes nie eine solche Nöthigung mit sich, die es dem menschlichen Willen unmöglich machen würde, etwas An-

deres zu wollen, als wozu die Gnade ihn auffordert. Die Gnade zieht, aber sie zwingt Niemanden. Schwer ist es oft, wider ihren Stachel auszuschlagen, aber doch jederzeit möglich. Ein Zwingen des wesentlich freien Willens ist ein Widerspruch; denn der Mensch würde unter dieser Voraussetzung gezwungen, etwas nicht zu wollen, was es will, oder etwas zu wollen, was er nicht will. Neuere Handlungen können an dem Menschen erzwungen werden, aber im Heiligthum des inneren Willensaktes kann keine Gewaltthätigkeit Platz greifen. Allerdings, schreibt Thomas von Aquin, »kann Gott, der mächtiger ist, als der menschliche Wille, diesen in Bewegung setzen; aber wenn dieß durch Gewalt geschähe, so geschähe es nicht mit einem Akt des Willens, und es würde nicht der Wille selbst bewegt, sondern etwas gegen den Willen.« (1. 2. 9. 6. art. 4. ad 1.) Wunderbares Wesen der Freiheit, die Gott selbst so hoch ehrt, daß er, um sie nicht zu beeinträchtigen oder aufzuheben, seiner Allmacht gleichsam Gränzen setzt! Ist es da nicht sehr begreiflich, daß die Menschen so eifersüchtig auf ihre Freiheit sind, wenn deren Ausübung von ihres Gleichen ungerecht beschränkt oder als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken Anderer mißbraucht wird?

Uebrigens hüte man sich wohl, die Hoheit des freien Menschen darein zu setzen, daß er sogar Gott widerstehen kann. Vielmehr macht dieß des Menschen Würde, daß er mit Freiheit Gott gehorchen kann. Dieser freie Gehorsam ist die Grundlage der Sittlichkeit und Tugend, durch welche der Mensch zur Aehnlichkeit mit Gott sich erheben kann, der da heilig ist, und will, daß alle Menschen heilig werden. Nur dadurch ist die Freiheit, wie Tertullian bemerkt, etwas Gutes für den Menschen, ein Vorzug und eine Wohlthat, weil sie für ihn das Mittel ist, nach Gottes Aehnlichkeit gut zu sein. (Contra Marc. II. 3, 6.) Sie ist, ruft in frommer Begeisterung Aeneas von Gaza, vor Allem, was uns erwiesen worden, das vorzüglichste und größte Geschenk des Schöpfers, das ich mehr als alle übrigen ehre, und wofür ich Gott den größten Dank sage. Was ist ehrwürdiger als die Freiheit. »Sie empfing einen Menschen und macht daraus (gleichsam) einen Gott.« Denn die Freiheit, die den Menschen wie auf einen Scheideweg stellt und ihm nach Rechts und Links die Wahl läßt, verschafft ihm eben dadurch, daß sie ihn nicht hindert, böß zu sein, die Möglichkeit, sittlich gut zu werden und die Aehnlichkeit mit dem allerhöchsten Gute zu erringen. Ohne Freiheit keine Sittlichkeit und Tugend, die erst dann beginnt, wenn jene ihre Herrschaft auszuüben anfängt, *Incipit genus morum, ubi primum dominium voluntatis invenitur.* (S. Thomas Aqu. in II. Sentent. dist. 24. qu. 3. art. 2.) Der Mensch ist, wie der englische Lehrer oft bemerkt, durch den freien Willen der Herr seiner Handlungen, und der Wille, obwohl eine Gabe Gottes, ist doch zugleich wegen der Qualität der Freiheit, ein Eigenthum des Menschen. Gibt er dieses

eigene Gut, das ihm wahrhaft zugehört, an Gott hin, indem er seinen Willen dem Willen Gottes unterwirft, so erwirbt und verdient er durch diese freie Hingabe ein anderes Gut, das ihm bisher nicht zugehört, auf das er aber jetzt, gleichsam für den Werth und Preis seiner Handlung, Anspruch hat. Zieht aber der Mensch sich von Gott zurück, indem er das Eigenthum seines Willens selbstsüchtig gegen Gott behauptet, so kontrahirt er eine Schuld, da der menschliche Wille, obwohl frei, immerhin eine Gabe Gottes ist, welche Ihm, wenn Er es verlangt, zu Füßen gelegt werden soll. Gott stellt an den Menschen sein Verlangen durch Ermahnungen, durch Antriebe, durch Befehle und Gebote, weil er der König der Könige und der Herr der Herren, weil Sein Eigenthum die Erde und all' ihre Fülle ist. Die Befolgung dieser Gebote wird als eine gute, verdienstliche Handlung gelobt, belohnt; die Uebertretung als etwas Böses, als eine Schuld getadelt, bestraft. Aber alles dieß — Gebote und Verbote, Lob und Tadel, Lohn und Strafe — hätte es wohl einen Sinn, wenn nicht der Mensch die Selbstmacht hätte, dieß oder jenes zu wählen, Leben oder Tod, Segen oder Fluch, ohne daß weder zu dem Einen noch zu dem Andern eine unwiderstehliche Nothwendigkeit ihn treibt? Es haben wohl in der ältern und neuern Zeit ruchlose Sektirer sich erhoben, deren Wahnsinn und Unverschämtheit die Behauptung wagte, der Mensch werde mechanisch zu Diebstahl und Mord getrieben, woraus dann folgt, daß er eben so wenig als ein Raubthier, oder ein vom Dache fallender Stein, der einen vorübergehenden Menschen tödtet, einer Schuld und Strafe unterliege. Gegen eine solche Ansicht, die mit der Läugnung der menschlichen Freiheit allen Unterschied zwischen Gut und Böß, zwischen Verdienst und Schuld aufhebt, alle Gesetze der sittlichen und politischen Ordnung mit ihren Belohnungen und Strafen umstößt und den Menschen dem vernunftlosen Thiere gleich stellt — muß nicht das innerste, unlängbarste Bewußtsein — das Gewissen — sich empören?

»Ein freier Wille ist der Seele gegeben; die diese Wahrheit durch trugvolle Schlüsse wankend zu machen suchen, sind so blind, daß sie nicht einmal einsehen, daß sie dieß mit ihrem eigenen eitlen und gotteslästerischen Willen thun.« (S. August. I. de quant. animae c. ult.) »Mit Freiheit hat uns Gott geschaffen, und wir werden weder zu den Tugenden noch zu den Lastern durch Nothwendigkeit gezogen. Sonst wo Nothwendigkeit ist, ist auch keine Krone.« (S. Hieron. contr. Jovin. I. 3. n. 3.) »Die ganze Hölle, die ganze Welt, das ganze Heer der himmlischen Kriegsmacht laufe zusammen, und verschwöre sich mit einander. Eine Einstimmung in irgend eine Sache kann dem freien Willen ohne sein Zugeben nicht erpreßt werden.« (Richard v. St. Victor de statu inter. hom. 1, 3.) Diese Lehre, die eine unlängbare Thatsache unseres Selbstbewußtseins ist, hat

die christliche Kirche gegen alle Aferweisen stets vertheidigt; sie ist die Grundlage aller Sittlichkeit, aller moralischen und sozialen Ordnung, aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt; sie bezeichnet des Menschen Würde, durch die er ein König der Erde ist. Da die Freiheit das Wahlvermögen ist, durch welches der Mensch für das Gute oder Böse sich selbst entscheiden kann, so hat dieselbe zur Voraussetzung auch das Vermögen, das Gute oder Böse zu unterscheiden, um nach dieser Unterscheidung die Wahl zu treffen. Der freie Mensch hat also auch Vernunft, und diese in Verbindung mit der Freiheit ist das Geistige im Menschen, das ihn von den Thieren wesentlich unterscheidet.

Welch' köstliche, edle Gabe ist die Freiheit! wie schön kann sie den Menschen machen, der sie recht gebraucht! Läßt sich etwas Herrlicheres denken, als ein vernünftiges Geschöpf, in freier Liebe zu seinem Schöpfer hingewendet, wie die Sonnenblume zum Gestirne des Tages? — Aber wie häßlich wird der Mensch, wenn er die Freiheit mißbraucht, und die Kraft, die ihm Gott geschenkt, gegen ihren Geber anwendet, wenn er in blindem Hasse der ewigen Liebe den Rücken kehrt, das Licht der Gnadensonne flieht, und der Finsterniß in die Arme läuft! Es ist mit der Freiheit, wie mit dem Feuer, dessen Gebrauch wohlthätig und verderblich sein kann. Welcher Sterbliche ist nicht hocherfreut, wenn nach einer todtstillen, schwarzen Nacht der große Feuerkörper, den wir Sonne nennen, hinter vergoldeten Berggipfeln heraufbricht, und mit freundlichem Lichte die Welt aus ihrem Schlummer weckt! Neues Leben regt sich auf der Erde, der Blick der Sonne strahlt Heiterkeit und Lust dem Menschen ein, und er geht wohlgemuth an sein Tagewerk. Die Natur, im Winterschlaf erstarrt, verzünget sich durch den warmen Hauch der Frühlingssonne ihre Kräfte regen sich, und sie entfaltet den Reichthum ihrer Schönheit und ihrer Gaben in tausendfältigen Blüten und Früchten. Welch' ein herrlicher Anblick — eine schöne Frühlingslandschaft, beleuchtet vom milden Strahl der Sonne! Wenn aber dieses Sonnenfeuer im Innern von Afrika mit brennenden Strahlen auf den Scheitel sticht, wenn es die Wasserquellen austrocknet, alles Gewächs, das den Menschen nährt, verdorren macht, den Sand unter seinen Füßen zur Glühbige wärmet, die Natur rings umher verödet und zu einer trostlosen, lebensleeren Steppe macht — wer sieht da nicht, wie auch die lebenspendende Sonne, das Sinnbild der Liebe und Milde, eine Feindin der Natur, eine Mörderin der Sterblichen werden kann? Denken wir uns neben der reizendsten Frühlingslandschaft die ungeheure Sandwüste Sahara, und loben wir dann die Wirkung der Sonne auf der einen, und tadeln wir sie auf der andern Seite. — Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Gebrauch der Freiheit; er kann gut und böse, segensreich und verderblich sein. Er kann wie eine Sonnenflamme das Haupt des Heiligen umleuchten; denn

keine Heiligkeit ohne Freiheit. Er kann aber auch wie ein zündender Blitzstrahl mit fürchterlichem Schläge die Seele tödten, ja ganze Völker in Unglück und Elend stürzen; denn auch die Sünde ist eine Frucht der Freiheit. So wahr daher das Wort des Dichters ist: »Der Mensch ist frei, und wär' er auch in Ketten geberent!« so beachtenswerth ist auch, was er von dem Mißbrauch der Freiheit sagt: »Der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn!«

(Schluß folgt.)

Christenthum und Individualität.

Das Christenthum allein, und zwar wie es von der katholischen Kirche gelehrt, und nach der von ihrem Stifter ihr gegebenen Verheißung von ihr bis zum Ende der Zeiten rein und unverfälscht erhalten wird, ist geeignet Weltreligion zu sein, und es zu werden ist seine Bestimmung. Keine andere Art der Gottesverehrung, wie sie uns die Geschichte der Menschheit seit deren Entstehen vorführt kann auf diese Eigenschaft Anspruch machen; keine war für alle Zeiten, für alle Völker und für alle Gegenden gleich annehmbar; eine jede mehr oder weniger an lokale oder temporäre Bedingungen gebunden, und für besondere Verhältnisse berechnet. Die Götter Griechenlands und Latiums, so verbreitet auch ihre Verehrung war, sie konnten sich doch nicht überall heimisch finden; sie gediehen dort am besten, wo sie die Einbildung des Menschen erfanden, und die Dichtkunst zuerst in ihren Liedern besungen und gefeiert hat. So bald dann die Macht des römischen Adlers gebrochen war, sanken auch die durch Jahrhunderte verehrten Gottheiten in ihr Nichts zurück, und ihre ohnehin schon leer gestandenen Tempel wurden zerstört, oder in christliche Basiliken umgewandelt. — Die Religionen des Orients mit ihrem phantastischen, nur zu häufig ausschweifenden und sittenlosen Culte, wo sind sie hingekommen? Die gräßlichen Statuen in deren glühende Arme man unschuldige Kinder legte zur Sühne für begangene Verbrechen oder zur Abwehr hereinkommenden Unglückes sind zermalmet; die Haine, in denen schändlicher Weise die Unschuld geopfert wurde, sind ausgehauen; die Stätten, auf welchen das heilige Feuer ununterbrochen genährt wurde, sind spurlos verschwunden. Doch genug von den heidnischen Religionen der Alten; sie haben dadurch, daß sie aufgehört haben, den vollständigsten Beweis geliefert, daß sie nur einem unseligen Wahne ihren Ursprung verdanken. Die Christen der ersten Zeit, und die hl. Väter der Kirche sahen in denselben nur den Dienst der Dämonen, und verabscheuten sie als solche; sie erkannten in ihnen nur eine höchst traurige Verirrung des menschlichen Verstandes von der ursprünglichen reinen Lehre des Einen höchsten Gottes, ganz verschieden von der durch Nichts zu begründenden Ansicht einiger neuen Stimm-

fürher, die in den mannichfaltigen Formen der Abgötterei eben so viele Entwicklungsperioden der nach Wahrheit ringenden Vernunft finden wollen.

Nur Eine Religion der vorchristlichen Zeit war wahr, weil von Gott selbst, der reinsten höchsten Wahrheit geoffenbart; — nämlich jene des auserwählten Volkes Gottes, der Juden. Doch auch sie konnte nicht Weltreligion werden, weil sie von Gott selbst nicht zu solcher bestimmt war. Sie sollte nur zur Vorbereitung dienen auf Jenen, der da kommen sollte, um alle Völker die ewige Wahrheit zu lehren, und sie alle einzuführen in die von ihm zu stiftende Kirche — vom Aufgange und Niedergange der Sonne, auf daß Ein Hirt sei und Eine Heerde. Das Judenthum war seiner Bestimmung zu Folge auf die Nachkommen Abrahams beschränkt; unter denselben sollte es die Verehrung des Einen Gottes immer aufrecht, und die Hoffnung auf den kommenden Erlöser wach erhalten. Mit der Ankunft Jesu war seine Bestimmung erfüllt; die Verheißungen, welche es enthielt, waren ihrer Lösung zugeführt worden; die Opfer, die Bilder, alle mußten aufhören, sollten sie anders nicht ohne Sinn und Bedeutung weiter fortgesetzt werden wollen. — Das Gesetz war zu Ende, faßte es ja doch so Vieles in sich was einen nur örtlichen Charakter hatte, und nimmer mit Erfolg auf fremde Lagen und Zustände angewendet werden konnte. Die Menge der Ceremonien mit dem nicht aller Orten erschwinglichen Apparate wies deutlich genug darauf hin, daß der Gottesdienst, wie ihn das Gesetz von den Israeliten forderte, keinen Anspruch auf allgemeine Einführung unter alle Nationen, und auf Fortbestand machen dürfe; daß er vielmehr einer Zeit weichen werde, in welcher Gott ausschließlich weder zu Jerusalem, noch auf dem Berge Garizim, sondern überall auf der ganzen Erde im Geiste und in der Wahrheit werde angebetet werden. Diese Zeit ist mit Christo Jesu unserem Herrn herangekommen; — mit Ihm, der der Inhalt und die Erfüllung des Gesetzes ist.

So wie Jesus der Weltheiland ist, der da die Sühne wurde nicht nur für die Sünden einzelner Menschen, sondern für jene der ganzen Welt, eben so war seine Lehre bestimmt Weltreligion zu werden. Jesus selbst wollte eine solche verkünden. Sprach er es ja doch so oft und so deutlich aus, daß er gekommen sei das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, das da besteht in der rechten Erkenntniß Gottes und der Befolgung seines hl. Willens, und zu welchem alle Menschen berufen seien. Erhob er ja eben deshalb zum Hauptgebote seiner Religion jenes der Liebe Gottes und des Nächsten, unter welchem er auch den Feind und den Andersgläubigen verstanden wissen wollte. Zwar versicherte der Heiland, daß er gekommen sei zunächst die verlorenen Schafe in Israel zu suchen, und zu retten; doch hatte er auch Heiden nicht von sich gestossen, und nach seiner Auferstehung hat er seinen Aposteln den Auf-

trag ertheilt: »Gehet hin, und lehret alle Völker; taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des hl. Geistes, und lehret sie Alles halten, was ich Euch befohlen habe; und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an das Ende der Welt.«

Wahrlich deutlicher und bestimmter hätte sich der Herr über die Absicht seiner Ankunft, und über den Zweck seiner Sendung nicht aussprechen können.

Dem wohlverstandenen Auftrage ihres Meisters Folge leistend, zerstreuten sich die Apostel und Jünger alsbald nach allen Seiten der damals bekannten Welt, und trugen zu allen Nationen die frohe Botschaft des Heiles; streuten den Samen der göttlichen Lehre aus, stifteten christliche Gemeinden und starben für ihre Ueberszeugung, daß in Christo Jesu Heil und Segen für alle Menschen zu finden, den Martertod. Was bedeutete die Gabe der Sprachen, mit welcher der hl. Geist die Verkündiger des Evangeliums am Pfingstfeste ausrüstete, anderes, als daß dasselbe in der Wahrheit eine frohe Botschaft sei für alle Völker, und daß sie ohne Unterschied berufen seien einzugehen in die Heils-Anstalt, die der Sohn Gottes gegründet hat? Und so geschah es auch. Parther, Meder, Cappadozjer, Bewohner Aegyptens, Lybiens und Syrenes u. a. m. wurden Gläubige und der Kirche Jesu beigezählt. —

Doch warum Thatsachen aufzählen, die Niemand zu läugnen im Stande ist? Bis auf den heutigen Tag hat die katholische Kirche das Bewußtsein nicht verlassen, daß sie berufen sei Mutter aller Menschen zu werden; die Segnungen der Lehre Jesu allen Völkern bis an die Grenzen der Erde zu bringen, und ihrerseits zur baldigen Erfüllung der Worte ihres Meisters beizutragen: »Es wird Ein Hirt sein und Eine Heerde.« In diesem Bewußtsein, das sie nie aufgeben kann und wird, sendet sie die Missionäre aus nach allen Weltgegenden, jenen Frieden zu verkünden, den ihr der Herr hinterlassen; — mit freudigem Muthe entsagt der Sendling Allem, was ihn auf die Erde bindet, verläßt das Land seiner Geburt, um sich unter Wilden in öden Steppen oder in unwirthlichen Wäldern eine zweite Heimath zu suchen, die ihm nicht Fleisch und Blut, wohl aber Liebe und Sorge für das Seelenheil irrender, unglücklicher Brüder theuer macht.

Bekannt ist doch, welch' tiefen Eindruck das alljährlich zu Rom abgehaltene Sprachenfest der Propaganda, und diese Anstalt auf das Gemüth des Unbefangenen, weiß Glaubens er schon sein mag, ausübe. Er kann die Anerkennung nicht versagen, daß nur im Schooße des Katholizismus so großartige Institute entstehen können, und daß sie auf die eben so großartige Idee gebaut sein, er fühle sich als Weltreligion.

Und hat er daran Unrecht? Stellt er denn Glaubenssätze auf, ertheilt er vielleicht Sittenvorschriften, dringt er auf Beobachtung solcher äußeren Gebräuche, die mit seiner angemessenen Bestimmung sich nicht vereinbaren

lassen? Keineswegs. Es ist einer dem positiven Christenthume feindseligen Kritik bis zur Stunde nicht gelungen, solche Widersprüche demselben nachzuweisen; und ob auch die alten, längst abgenutzten Waffen in jüngster Zeit wieder hervorgesucht werden, noch bewährt sich wie ehedem seine weltdurchdringende, welterneuende Kraft. Es schreitet der völligen Lösung seiner ihm von Gott gewordenen Aufgabe immer näher entgegen, und macht sich seine Bahn, mögen sich noch so gewaltige Hindernisse in den Weg stellen. — Der Katholizismus ist schon Weltreligion geworden, wenn es auch noch so viele Millionen gibt, welche sich dermalen noch nicht zu demselben bekennen. Denn unter allen Nationen, in allen Himmelsstrichen ist bereits das Kreuz aufgepflanzt, und hat Jesus seine Anbetter, im Geiste und in der Wahrheit der von ihm gestifteten sichtbaren Kirche.

(Schluß folgt.)

Der Bischof Roman Sebastian.

(Schluß.)

Ille erat luerna ardens et lucens.
Joann. 5, 35.

Nicht bloß durch pekuniäre Subsidien hat Bischof Roman die religiösen Institute gefördert, sondern weit mehr durch die geistliche Pflege, die er besonders den neuen Pflanzungen und den Frauenorden zuwendete. So oft er in der Stadt sich aufhielt, besuchte er wöchentlich mehrere Klöster, und hielt sowohl mit den Obern als auch mit den geringsten Gemeindegliedern stundenlange Conferenzen. Den Versuchten erwies er sich als einen zärtlichen Vater, und hielt es nicht unter seiner Würde, von ihnen Briefe zu empfangen und zu beantworten. Wenn man erwägt, wie viele geistliche und weltliche Personen in und außer der Diöcese in ihren Gewissensanliegen zu Roman ihre Zuflucht nahmen, so kann man auf die Menge seiner Geschäfte und auf die Fülle des Geistes schließen, der an ihm sich offenbarte. Innerlich leere und geistlose Menschen fanden an ihm freilich nur einen lästigen Prediger und herben Asketen, indes so viele Andere einen großen Schatz von Lebensweisheit in diesem Prälaten entdeckten und mit Ehrfurcht und Interesse seiner lehrreichen Rede horchten, die durch treffende Gleichnisse, originelle Gedanken und humoristische Bemerkungen sich auszeichnete. Die lichtvolle, im heiteren Tone vorgetragene Askese Roman's konnte um so weniger beschwerlich fallen, als er in Bezug auf äußere Uebungen der Andacht und Buße keine übertriebenen Forderungen stellte, ja die Vorliebe für Neuzerkerien als eine Quelle verborgener Hoffart fürchtete. Er drang vor Allem auf Reform des Innern, auf wahre Herzensdemuth, Liebe, Berufstreue und vorzüglich auf Verlängerung des Eigenwillens. Kopfhängerei, frömmelnde Geberden, schwermüthiges und ängstliches Wesen wollte er durchaus nicht dulden; er liebte heitere, offene, verständige und dabei kindlich einfältige Seelen. Oft führte er

die Worte im Munde: »Man muß in Allem klar und wahr sein.« Daher haßte er den erlognen Tugendsschein, den sein scharfer Geistesblick bald durchschaute. So sagte er einst von einem Ordensobern, mit dem er sich nicht verstehen konnte: »Der hohe Mann, wenn er zu mir kommt, wirft sich nach der ganzen Länge auf die Erde; aber — es ist doch nichts dahinter.« Roman selbst benahm sich im Gebete, wie in der Conversation, auf anständige, ungezwungene Weise, ohne Spur einer Ziererei, auch bei der h. Messe, die er in angemessener Kürze las. Ungern vermifste er bei frommen Personen den Verstand, ohne welchen die Frömmigkeit oft so schrecklich abirrt. Obwohl er für die Frequenz der Sacramente durch sein eignes Beispiel sprach, äußerte er sich doch mehrmals, daß nach seiner Ansicht nur jene Seelen zur wöchentlichen Beichte zuzulassen wären, die nebst gutem Willen auch hinlänglichen Verstand und Unterricht besäßen. Dabei bemerkte er jedoch, daß diese Eigenschaften an schlichten Landleuten oft mehr gefunden werden, als an Städtern. Roman war ein Freund der Unterscheidung der Geister, und daher jedem systemmäßigen Pastoriren abhold, mochte dasselbe die Richtung des Larismus oder des Rigorismus verfolgen. Außerordentliche Zustände betrachtete er mit großem Mißtrauen, legte darauf keinen Werth und empfahl den ordentlichen Weg, der allein zur Heiligkeit führt. Eben so tadelte er den excentrischen Eifer mancher Priester sowohl im Predigen als im Beichtthören, und drang besonders bei Exerzitien und Missionen auf Mäßigung und Klugheit. Nicht sowohl von der Erregung des Gefühls und der Phantasie hoffte er die Frucht einer dauernden Sinnesänderung, als vielmehr durch gründliche Ueberzeugung und Erleuchtung des Gebetes. Uebrigens, so sehr jede Uebertreibung seinem ruhigen und klaren Geiste widerstritt, konnten doch auch die ihm hiedurch bereiteten Unannehmlichkeiten ihn nicht dazu verleiten, eifrigen Priestern oder Genossen seine Huld zu entziehen; denn er tröstete sich mit dem Gedanken, daß nichts vollkommen sei auf Erden, obwohl man stets nach dem Bessern ringen soll.

Aus dem Gesagten läßt sich wohl unschwer schließen, wie Bischof Roman in Betreff der Wissenschaft gedacht haben mag. Sein klarer, ideenreicher Geist, seine vorherrschende Verstandesrichtung, seine sorgfältige Bildung in einem Benediktinerstifte, sein mehr als zwanzigjähriges theologisches Lehramt auf verschiedenen Universitäten, sein häufiger Umgang mit Gelehrten, die sich zu ihm mächtig hingezogen fühlten — dieß alles berechtigt gewiß, zu glauben, daß Roman das Studium der Wissenschaften nach Gebühr betrieben und geschätzt habe. Mit dem Doctorate der Philosophie und Theologie ausgezeichnet, unterließ er jedoch, auch als Professor nicht, viele Zeit den Uebungen der Gottseligkeit und seelsorglichen Geschäften zu widmen, die sich mit der Uebernahme des Episcopates ins Ungeheure mehrten. Nie bestochen von dem ehrgeizigen Verlangen, als ein Gelehrter vor

der Welt zu glänzen oder gar durch Vielwisserei sich und Andere zu täuschen, hatte Roman von Jugend auf dahin gestrebt, sichere Prinzipien sich anzueignen, sein Urtheil zu schärfen, und von der positiven Theologie, in welcher er gründlich unterrichtet war, einen nützlichen Gebrauch für Andere zu machen. Diese praktische Richtung mußte er besonders als Bischof verfolgen, in welchem Amte es ihm selten möglich war, ein strengwissenschaftliches Studium vorzunehmen, wenn er nicht alle Tage den Vorwurf hören wollte, den gegen einen französischen Prälaten, der unter dem Vorwand des Studierens wenig zugänglich war, ein Weib in ihrer Einsamkeit aussprach. »Ich war der Meinung,« sprach sie, »er habe schon studiert.« Uebrigens erkannte und bekannte Roman, daß in unsrer Zeit eine höhere wissenschaftliche Ausbildung Noth thue, besonders für den Clerus. Darum unterließ er nicht, über die spekulative Richtung der neueren Theologen sich zu informiren; und obwohl er nicht ohne Besorgniß einer Abirrung von der reinen Glaubenslehre war, ging er doch keineswegs so weit, die Spekulation als solche vom Gebiete der Theologie auszuschließen oder Andere, die hinlängliche Geisteskraft und Demuth haben, davon zurückzuhalten. Den Wissensstolz und Gelehrtendümel fürchtete wohl Roman ungemein; denn in einer Wissenschaft ohne Frömmigkeit und Demuth sah er nichts als ein Irrlicht, das von der Bahn des Heils in den Pfuhl des Verderbens führt. Darum wollte er, daß junge, talentirte Priester, die nach einer höheren theologischen Ausbildung aspirirten, auch die geringsten Geschäfte der Seelsorge nicht verschmähten und in keine sterile Erudition sich verlocken, die nur aufbläht. Bischof Roman schickte mehrere seiner Diöcesanpriester in das höhere Bildungsinstitut zu St. Augustin in Wien, dessen würdige Vorsteher sein volles Vertrauen hatten, obwohl er schon bei der Gründung dieses Instituts demselben viel größere Mittel für seinen hohen Zweck und auch eine festere, kirchliche Stellung gewünscht hatte. In den letzten Jahren war er nahe daran, einen Diöcesanpriester in das collegium germanicum nach Rom zu senden. Er sah es auch gerne, daß Mitglieder seines Clerus Reisen in andere Länder machten, um die kirchlichen Einrichtungen derselben zu studieren; mit großem Interesse nahm er ihre Berichte auf, gleich einer emsigen Biene alles Gute sammelnd und nach Zeit- und Orts Umständen nachahmend. — Hiernach läßt sich kühn behaupten, daß Roman ein Verehrer der echten Wissenschaft und ein Freund des Fortschritts war; — ja, wer sollte es glauben? er bemühte sich sogar aus allen Kräften, diesen Geist den Jesuiten einzuhauchen. Es ist ganz gewiß, daß er öfters allen Ernstes in sie drang, ihren alten Lehrplan so viel möglich den Zeitbedürfnissen anzupassen; und die guten Ordensmänner, die in Roman einen aufrichtigen Freund erkannten, folgten in vielen Dingen eben so ehrerbietig als dankbar seinem Rathe. Mehr aber als alles Lehren und Unterrichten

galt dem frommen Bischof die Erziehung, bezüglich welcher er den Jesuiten das verdiente Lob sprach und deswegen zum Heil der Jugend — wünschte, daß ihnen mehrere Lehranstalten übergeben würden. Dieß hätte zugleich die Jesuiten in den Stand gesetzt, in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft sich zu vervollkommen und hervorzuthun, gleichwie ihre Sozietät in Italien, Belgien, Amerika ausgezeichnete Gelehrte aufzuweisen hat. Auf den lähmenden Druck, unter dem die deutschen Jesuiten seit ihrer Wiedereinführung fast immer seufzen mußten, wies Roman hin, wenn man ihm öfters in das Ohr rannte, daß diese Männer nicht auf der Höhe der Zeitbildung stehen, daß sie den Anforderungen der modernen Wissenschaft nicht entsprechen etc. Zugleich fügte er hinzu, daß er, weit entfernt, von den Jesuiten allein das Heil der Welt zu erwarten, herzlich gerne auch einen andern Orden in seiner Diöcese aufnehmen wolle, der in Betreff des Unterrichts und der Erziehung bessere Leistungen verbürge. — Was Roman für die Jugendbildung in den unteren Schulen gethan habe, ist bereits erwähnt worden. Er hätte auch den höheren Schulen, deren Gebrechen er tief bedauerte, die Weihe echter Wissenschaft und Religiosität gegeben, wenn nicht seinen edlen Absichten und Bemühungen unübersteigliche Hindernisse entgegen getreten wären.

Ist es wohl möglich, diesen geistreichen Mann als einen Finsterling zu verschreien? Vielmehr war Roman ein hellleuchtendes Gestirn, das nicht bloß über das Gebiet seines Kirchensprengels, sondern weithin seine wohlthätigen Strahlen ausgoß. Ille erat lucerna ardens et lucens. Freilich war es nicht das Licht einer modernen Aufklärung, der alles Kirchliche und Positive als Aberglaube und Verdummung gilt — auch nicht das bloß natürliche Licht des Genies, in welchem die sogenannten starken Geister sich gefallen, sondern das höhere göttliche Licht des Glaubens, die Flamme der himmlischen Liebe, die da in Roman leuchtete und brannte, genährt durch unablässiges Gebet, das recht eigentlich sein Lebenselement war. Wie ein rastlos thätiger Oberhirt, so war er auch einer der größten Väter — ein lebendiger Beweis, daß Martha und Maria in Einer und derselben Person gar wohl bestehen können. Nichts bedauerte er so sehr, als daß in unsrer Zeit der Eifer des Gebetes bei Weltlichen und Geistlichen erkaltet sei; denn ohne dieses hoffte er für nichts ein Gedeihen. Darum rief er oft mit Seufzen in den Märztagen des verfloffenen Jahres: »Wenn die Fürsten und Völker nur zu beten anfangen, es würde sich Alles gleich zum Bessern wenden.« Roman unternahm nichts ohne Gebet, welchem er täglich bei sieben Stunden widmete. Wie war dieß möglich? Durch den gewissenhaftesten Gebrauch der Zeit nach einer strengen Lebens- und Tagesordnung. Von der Jugend bis ins hohe Greisenalter stand er täglich um 4 Uhr Morgens auf, widmete eine ganze Stunde der Meditation und bereitete sich zur h. Messe, die er gewöhnlich um sechs Uhr in der nächst gelegenen Pfarrkirche las, wo er auch zwei anderen Messen pro prae-

paratione et gratiarum actione bewohnte. Hatte er dann die kleineren Tagzeiten gebetet und ein sehr geringes Frühstück genommen und einige Hausangelegenheiten besorgt, so war er von acht Uhr Morgens bis zum Mittag um Ein Uhr, und oft auch Nachmittags von drei bis sechs Uhr den zahlreichen Besuchern zugänglich, die ihm gar selten eine Ruhe gönnten. Was sage ich von Ruhe? Der eifrige und bis gegen Ende lebensfrische Bischof wollte keine Ruhe, und verwendete die Zeit, die ihm frei blieb, auf Visitation der Stadtklöster, auf Vorbereitung zu seinen häufigen Predigten, auf geistliche Lesung und vorzüglich — auf die vertrauliche Conversation mit Jesus im h. Sakramente. Ja! die Anberung des hochwürdigsten Gutes, vor dem er täglich mehrmals und Stundenlang auf seinen Knien lag, war das Herz seiner Andacht, die Sonne seines innern Lebens; hier sog er jenes höhere Licht, jene geistige Wärme ein, die er dann, wie ein Moses aus der Stiftshütte hervorgehend, auf Clerus und Volk wohlthätig ausstrahlte. Sehr innig und zart war auch seine Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter, deren süße Erwähnung er in seinen Predigten nie vergaß und die er täglich mit Kränzen geistlicher Blumen in kindlicher Liebe schmückte. Dasselbe mußten seine Hausgenossen thun, mit welchen er alle Abende dem Segen, der Litanei und dem Rosenkranzgebete in seiner Hauskapelle bewohnte, die auch zu dieser Andacht andern Gläubigen offen stand. Daß solche Deffentlichkeit von den Armen der Stadt gar wohl benutzt wurde, um von der Hand des guten Bischofs auch zeitlichen Segen zu empfangen, wer wird daran zweifeln? Auch dem so kirchlich gesinnten Oberhirten war es wohl bewußt, wels' große Ansprüche die Armen auf das Gut der Kirche haben, von welchem er daher ihnen reichlich mittheilte *), obgleich er in altchristlicher Bescheidenheit die öffentliche Verkündigung seiner Wohlthätigkeit nicht liebte. Zu jeder Stunde des Tages traf man Arme auf den Treppen des bischöflichen Pallastes — die schönste Ehrenwache des edlen Kirchenfürsten, die zu verlässigsten Zeugen seiner Milde. Nur der Zudringlichkeit leiblicher Anverwandten ließ er kein Gehör, hielt sie sorgfältig von sich ferne, kündigte ihnen auch mit trockenen Worten an, daß sie auf sein Besitzthum keine Rechnung machen dürften. Roman, der, wie er selbst erzählte, als junger Priester viele Schriften gegen den Nepotismus gelesen hatte, hatte eine fast übertriebene Furcht, in diesem Punkte sich zu verfehlen. Dabei war er nichts weniger als geizig, und übte, besonders in früheren Jahren, eine liberale Gastfreundschaft gegen Geistliche und Weltliche. Er schloß sich auch von jenen weltlichen Festlichkeiten und Conversationen nicht aus,

die seine Stellung ihm zur Pflicht zu machen schien; und der innig fromme Geistesmann erschien in solchen Fällen mit einer Heiterkeit und Lebensfrische, die gewiß keine gesellige Freude störte.

Für sich, in der häuslichen Zurückgezogenheit und Stille, führte Roman ein ernstes, strenges Leben. Außer der kurzen nächtlichen Ruhe und der frugalen Mahlzeit gestattete er sich gewöhnlich keine leibliche Erholung; erst in den letzten Jahren widmete er auf Befehl des Arztes, dem er sehr gewissenhaft gehorchte, eine Stunde der Bewegung im Freien, die er zugleich durch Gebet heiligte. Sein Sichteiden nöthigte ihn, durch eine Reihe von Jahren eine Badesaison zu machen, die aber für seinen Geist und Körper mehr eine Marter als eine Erquickung war. Welchen ungeheuren Anstrengungen er auf den Visitationen sich unterzogen habe, ist schon erwähnt worden. Bei allen diesen erschöpfenden Arbeiten beobachtete er nach der ganzen Strenge das kirchliche Fastengebot, und enthielt sich nicht bloß an allen Samstag, sondern auch durch die ganze Quadragesima von Fleischspeisen, bis einige Jahre vor seinem Tode, wo seine physische Kraft schon gebrochen war. Aber auch in dieser letzten Zeit, wie sehr fürchtete der fromme Greis, seinen Leib zu viel zu schonen! wie bot er den Rest seiner Kräfte auf, um sie im Dienste seines heiligen Berufes zu verzehren! Bei allem dem glaubte er nie, genug gethan zu haben, und klagte sich, als er mit den Sakramenten der Sterbenden feierlich versehen wurde, in Gegenwart einer großen Priesterchaar unter lautem Schluchzen seiner unzähligen Versäumnisse und Mergernisse an, Alle um Verzeihung und Gebet ansehend, auf daß er vor dem göttlichen Richter bestehen möge. In dieser seiner Demuth und Furcht des Herrn hatte er durch viele Jahre die Gewohnheit, alle Tage durch die sakramentalische Beichte seine Seele zu reinigen. Fürwahr! ein gerechter Mann, der also die Sünde flieht und das Gute übt! Wer so, wie Bischof Roman, die Gerichte Gottes fürchtet, was soll ihn Menschenurtheil kümmern? In memoria aeterna erit justus; ab auditione mala non timebit.

Ministerial-Verfügungen, betreffend die Verhältnisse der Katholiken.

Durch den hohen Ministerial-Erlaß vom 20. Jänner l. J. 2260, zu welchem auch Se. Majestät Höchsthoch Ermächtigung unterm 26. Jänner gaben, ist in provisorischer Weise eine Regelung des Verhältnisses des kath. Seelsorgsclerus zu den Katholiken erzielt worden. Indem der hochwürdigste Herr Bischof von Brünn, Anton Ernst, diesen Erlaß seiner Diöcesan-Geistlichkeit mittheilt, fügt er demselben die nachfolgenden Bemerkungen hinzu, welche den Standpunkt bezeichnen sollen, aus welchem die einzelnen Bestimmungen des Erlasses katholischerseits müssen gefaßt werden.

»Der Erlaß des hohen Ministeriums ist dahin gerichtet, daß den nichtkatholischen christlichen Bekenntnissen die gleiche Anerkennung und dieselbe Berechtigung von Seiten des Staates zuerkannt werde, welcher sich bisher nur die katholische Kirche zu erfreuen hatte. Die katholische Kirche ist von ihrem göttlichen Meister nicht auf die Bevorzugung, welche ihr der Staat zukommen ließ, gegründet worden, sie hat im Gegentheile unter sehr drückenden äußern Verhältnissen ein so fröhliches Wachsthum und Gedeihen gefunden, daß ihre Bekenner wahrlich keinen Grund zur Besorgniß haben, wenn die gleiche Be-

*) Bischof Roman unterstützte regelmäßig 33 Arme, die auf sein Verlangen das Armeninstitut ihm zuschickte; einer seiner Hauskapläne empfing monatlich 50 fl. E. W., um die lausenden Bettler zu theilen; wie viele Gaben flossen ferner aus der Hand des Prälaten selbst den vornehmen Supplikanten zu! In der Winterzeit empfingen auch alle Pfarrer der Stadt und der Vorstädte namhafte Spenden zur Anschaffung von Brennholz für die Dürftigen. Endlich war nach altem Christenbrauch der Hauptalmoosener des Bischofs — sein Beichtvater, ein äußerst gutherziger und als wahrer Armenvater allgemein bekannter Mann. Derselbe ist zugleich Subdirector des Seminars, in welchem er wohl wegen Alter und Krankheit nicht so viel leisten kann, als er nach seiner Frömmigkeit wünschte. Doch er betet — leidet — liebt. Ist das nicht auch eine Thätigkeit, die Gottes Segen herabzieht? So dachte wenigstens Roman, der zugleich zur Suppletion des gebrüchlichen Mannes, dem Studienpräfecten eine jährliche Zulage von 100 fl. E. W. aus Eigenem gewährte und zugleich durch einige Jahre einen außerordentlichen Mitarbeiter auf seine Kosten unterhielt, wogegen aber als etwas Symptomwidriges die Behörden protestirten.

rectigung, die sie bisher genossen, auch den Mitgliedern anderer Bekenntnisse vom Staate zuerkannt wird. Mit dem Princip der Gleichberechtigung ist auch das Aufhören der bisher gesetzlich bestandenen Ungleichheiten in den Verhältnissen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse ausgesprochen: die Kirche protestirt dagegen nicht und verlangt nur, daß in der Anwendung des Principes auf einzelne Fragen auch redlich vorgegangen werde.»

»Punkt 1. des provisorischen Erlasses bestimmt, daß die bisher unter der Bezeichnung »Katholische« begriffenen protestantischen Confessionsverwandten, in amtlicher Beziehung künftig mit dem Namen: »Evangelische der Augsburger, oder Evangelische der Helvetischen Confession« zu bezeichnen sind. Insofern die Beisätze: der »Augsburger« und der »Helvetischen Confession« die exclusive Bedeutung des Namens: »Evangelische« beschränken, kann die neue Bezeichnung von den Katholiken zugelassen werden; denn so lange der Name Evangelisch nur andeuten will, daß man sich an die Lehren des Evangeliums halten wolle, wenn man auch in der Erklärung desselben je nach dem Bekenntnisse abweicht, wird der Katholik sich freuen, daß die Consequenz des Protestantismus noch nicht bis zur Läugnung des Evangeliums vorgedrungen ist. Wollte jedoch der Bezeichnung: »Evangelische« der Sinn unterlegt werden, daß die protestantischen Bekenntnisse es seien, die dem Evangelium folgen, während die Katholiken dies nicht thäten; so könnten die Letzteren zum Gebrauche des Namens »Evangelische« für die Anhänger der protestantischen Bekenntnisse sich nicht entschließen, und es ginge auch die Zumuthung, daß die Katholiken diese Bezeichnung in amtlichen Correspondenzen wählen sollten, über die Grenzen der Gleichberechtigung hinaus, da sie den Gliedern einer Gemeinschaft die Verläugnung ihrer Glaubensansicht aufbürdete.«

»Punkt 2 bestimmt die Bedingungen des Uebertrittes von einem christlichen Bekenntnisse zum andern. Der sechswochentliche Unterricht, der bisher dem Austritte aus der katholischen Kirche vorangehen mußte, soll fallen. Er hat in der Regel auch nichts gefruchtet, und hat nur zu häufig Gehässigkeiten veranlaßt; der eifrige katholische Seelsorger wird schon auf anderen Wegen der Verführung und dem Abfall der Seinigen entgegen zu wirken suchen und durch eigene Schuld keines der ihm anvertrauten Schäflein zu Grunde gehen lassen. Wo sein Wort und seine thätige Verwendung nicht hinreicht, wird er die verirrte Seele Gott empfehlen, und die Liebe zu derselben in keinem Falle aufgeben. Die Forderung, daß diejenigen, welche zu einem andern Bekenntnisse übertreten wollen, ihren Entschluß zu zwei Malen vor ihrem bisherigen Seelsorger in Gegenwart zweier Zeugen erklären sollen, ist gut, und würde von den katholischen Obern auch für den Fall vorgeschrieben worden sein, daß die bürgerliche Gesetzgebung nichts darüber ausgesprochen hätte. Wo die Gleichberechtigung der Befenner der verschiedenen Glaubensgemeinschaften zum Gesetze erhoben ist, muß dem Vorwurfe der Proselytenmacherei, wie diese in der letzten Zeit durch protestantische Pastoren in der schreiendsten Weise geübt worden ist, um so sorgfältiger vorgebeugt werden; dagegen ist die Bestimmung eines Normalalters, vor welchem der Uebertritt zu einem andern Glaubensbekenntnisse nicht gestattet sein soll, ein Eingriff in die Gewissensfreiheit, und die Kirche kann sich dem nicht fügen. Sie verehrt unter ihren heiligen Blutzeugen solche, die, wie die heilige Agnes und der hei-

lige Vitus, im kindlichen Alter einen heldenmüthigen Kampf für den Glauben gekämpft haben, und eingedenk der Worte des Herrn; »Lasset die Kleinen zu mir kommen« gestattet sie Kindern, welche die nöthige Reife zeigen, den Zutritt zur heiligen Communion und zum Sacramente der Firmung. Wenn daher vor der Aufnahme Minderjähriger in die katholische Kirche die Anfrage an die politische Behörde gestellt wird, so kann dieselbe keineswegs den Zweck haben, die Altersdispens für solche Minorene, die ihren Entschluß frei erklären, zu verlangen, sondern nur die Anlässe zu besetzen, von welchen man den Vorwurf der Proselytenmacherei gegen den katholischen Clerus allenfalls versuchen könnte.«

»Wenn im Punkt 3 die Führung der Tauf-, Trauungs- und Sterbebücher den Pastoren augsburgischer und helvetischer Kirchengemeinden über die von ihnen vorgenommenen kirchlichen Acte mit derselben Rechtswirksamkeit anheim gegeben wird, wie dieses bei den katholischen Seelsorgern der Fall ist, so ist man damit vollkommen einverstanden, da die Gleichberechtigung der Bekenntnisse diese Anordnung fordert und die katholischen Seelsorger vieler unliebsamer Schreibgeschäfte dadurch entheben werden.«

»Auch das Aufhören der Stolgebühren und anderer Siebigkeiten an Geld und Naturalien für kirchliche Amtshandlungen von Seite protestantischer Confessionsverwandten an die katholischen Geistlichen nach Punkt 4 findet man in der Ordnung. Da jedoch diese Stolbezüge und die andern Siebigkeiten Seitens der Protestanten in die Congrua der katholischen Seelsorger häufig aufgenommen sind, so werden Wir, wenn durch den Entgang derselben die gesetzliche Congrua einen Eintrag erlitten haben sollte, die Gesuche der Seelsorger um die Ergänzung ihres Congrua-Gehaltes aus dem Religionsfonde nachdrücklich unterstützen. — Amtshandlungen des katholischen Seelsorgers an augsburgische und helvetische Confessionsverwandte, für welche derselbe eine Stollagegebühr zu fordern berechtigt wäre, kennen Wir nicht; da, den Fall der Nothtaufe ausgenommen, der katholische Seelsorger nicht in die Lage kommen kann, Amtshandlungen an oder für Protestanten vorzunehmen; denn die passive Assistenz bei gemischten Ehen findet nur des katholischen Theiles wegen Statt, und die Begleitung akatholischer Leichen Seitens katholischer Geistlichen geschieht auch nicht nach ihrer Amtseigenschaft, sondern auf die freundliche Einladung, die ihnen dieserwegen zukommt.«

»Ueber Punkt 5 können Wir nur daselbe wie über Punkt 4 bemerken, und sprechen Uns für die Billigkeit der darin getroffenen Bestimmungen aus.«

»Punkt 6 stellt die Nothwendigkeit des Aufgebotes rein protestantischer Ehen in der katholischen Kirche ab, dadurch wird ein Ansinnen zurückgenommen, welches die Gewissen der katholischen Seelsorger mannichfach beirrte, da die Bornahme des Aufgebotes nichtkatholischer Ehen in der katholischen Kirche nur unter dem Titel Entschuldigung fand, daß der Priester dieselbe nicht nach seiner kirchlichen Eigenschaft, sondern als Bevollmächtigter des Staates machte.«

Personal-Veränderungen

in der Laibacher Diöcese.

Dem bisherigen Pfarrcooperator in Aich, Anton Kraschovič, ist die Lokalkaplanei Solo, und dem bisherigen Pfarrer zu Sairach, Anton Grashič, ist die Pfarre Dornegg bei Feistritz verliehen worden.